

ihm eine weitere Erklärung von dem geben, was ich unter Recht und unter denjenigen verstehe, welche davon entbänden, und zwar nach dem gegenwärtigen Verfahren in meinem Vaterlande. Er glaube, Natur und Vernunft seien vernünftigen Tieren genügende Führer, und wir machten ja auf Vernunft sehr viel Anspruch. Beide zeigten uns ja, was wir tun und vermeiden mußten.

Ich gab Seiner Gnaden die Versicherung, das Recht sei eine Wissenschaft, wovon ich nicht viel erlernt habe; ich habe nur bei manchen mir erwiesenen Ungerechtigkeiten Advokaten genommen, jedoch würde ich ihm alle mir möglichen Aufklärungen geben.

Es gibt, fuhr ich fort, bei uns eine Gesellschaft Menschen, die von Jugend auf in der Kunst auferzogen werden, durch Worte, die man zu dem Zwecke vervielfacht, deutlich zu beweisen, Schwarz sei Weiß, und Weiß sei Schwarz, natürlich in Verhältnis wie man bezahlt. Zum Beispiel, wenn mein Nachbar meine Kuh zu haben wünscht, so findet er auch einen Rechtsgelehrten, welcher beweisen will, er müsse meine Kuh von mir erhalten. Alsdann muß ich einen andern Rechtsgelehrten mieten, der mein Recht verteidigt. Es widerspricht nämlich allen Rechtsregeln, daß irgend Jemand für sich selbst sprechen darf. In diesem Fall bin ich, der rechtmäßige Eigentümer, zwei großen Nachteilen ausgesetzt; erstens ist mein Rechtsgelehrter, da er von der Wiege an gewöhnt war, Falschheiten zu verteidigen, durchaus nicht in seinem Elemente, soll er als Advokat der Wahrheit auftreten. Dies ist nämlich ein unnatürlicher Dienst, den er mit großer Ungeschicklichkeit, wo nicht mit bösem Willen, leistet. Zweitens muß mein Advokat mit großer Vorsicht verfahren, sonst erhält er einen Verweis von den Richtern und wird von den andern Advokaten als ein Mensch verabscheut, welcher die Rechtspraxis vermindern möchte. Deshalb kann ich nur durch zwei Verfahrensarten meine Kuh mir retten. Die erste besteht darin, daß ich den Rechtsgelehrten meines Gegners durch ein doppeltes Honorar für mich gewinne. Alsdann wird er seinen Klienten dadurch verraten, daß er ihm zu verstehen gibt, ich habe das Recht auf meiner Seite. Die zweite Verfahrensart besteht darin, daß mein Rechtsgelehrter meine Sache so günstig wie möglich darstellt, indem er zugibt, meine Kuh gehöre meinem Gegner; geschieht dies mit Geschicklichkeit, so wird dadurch die günstige Stimmung der Richter für mich gewonnen. Nun müssen Eure Gnaden wissen, daß diese Richter Personen sind, welche der Staat besoldet, um alle Fragen über Eigentum zu entscheiden, sowie auch die Strafen der Kriminalverbrecher. Man wählt sie aus den geschicktesten Rechtsgelehrten, welche alt und faul geworden sind. Da sie nun ihr ganzes Leben hindurch gegen Wahrheit und Billigkeit eingeworfen, sind sie der unglücklichen Notwendigkeit unterworfen, daß sie Betrug, Meineid und Unterdrückung begünstigen. Einige habe ich gekannt, welche lieber eine große Bestechung von derjenigen Partei, die Recht hätten, auschlügen, als daß sie den ganzen Stand dadurch beleidigt hätten, wenn sie eine der Natur ihres Amtes unwürdige Handlung begingen.

Es ist Grundsatz unter diesen Rechtsgelehrten, daß alles, was früher geschehen ist, rechtmäßiger Weise wieder geschehen darf. Deshalb notieren sie alle früheren Entscheidungen gegen Gerechtigkeit und den allgemeinen und gesunden Menschenverstand sorgfältig auf. Diese Urteile heißen Präcedentien, und werden fortwährend als Autoritäten vorgebracht, um die unbilligen Meinungen zu rechtfertigen, und die Richter unterlassen es nie, nach jenen Bestimmungen zu entscheiden.

Bei den Verhandlungen vermeiden die Advokaten und Richter sehr sorgfältig, auf die gute Seite ihres Prozesses einzugehen, sie werden laut, heftig und langweilig und verweilen bei allen Umständen, die nicht zum eigentlichen Zwecke führen. Zum Beispiel in dem oben erwähnten Falle wollen sie niemals wissen, welchen rechtlichen Anspruch mein Gegner auf meine Kuh besitzt, sondern ob er gesagt habe, die Kuh sei rot oder schwarz, mit langen oder kurzen Hörnern, ob das Feld, worauf sie gras, rund oder viereckig sei; ob sie im Stalle oder auf der Weide gemolken werde; an welchen Krankheiten sie leide u. s. w. Alsdann werden die Präcedentien um Rat gefragt, der Prozeß wird von Zeit zu Zeit vertagt und nach zehn, zwölf, dreizehn Jahren endlich entschieden.

Ferner ist zu bemerken, daß diese Gesellschaft ein besonderes Rotwelsch oder einen Jargon besitzt, den kein anderer Mensch versteht, und worin alle Gesetze geschrieben sind. Mit besonderer Sorgfalt wird daselbe vermehrt. Dadurch wird die wahre Essenz der Wahrheit und Falschheit des Rechtes und des Unrechtes durcheinander gemischt. Somit erfordert die Entscheidung, ob das Feld, welches von meinen Vorfahren durch sechs Generationen mir hinterlassen wurde, mir oder einem dreihundert Meilen weit entfernten Fremden gehört, die Zeit von dreißig Jahren.

In Prozessen der Personen, welche wegen eines Verbrechens gegen den Staat angeklagt wurden, ist die Verfahrensart bei weitem

kürzer und empfehlenswerter. Der Richter sucht zuerst die Stimmung der Machthaber zu erforschen, und kann alsdann einen Verbrecher sehr leicht retten oder hängen lassen, indem er alle Rechtsformen mit der gehörigen Genauigkeit beobachtet.

Hier unterbrach mich mein Herr mit den Worten: Wie schade, das Personen, welche nach meiner Beschreibung der Rechtsgelehrten so wunderbare Geistesfähigkeiten notwendig besitzen müssen, nicht besser angestellt werden, um andere in Weisheit und Kenntnissen zu unterrichten! Ich erwiderte, mit Ausnahme ihres eigenen Geschäftes seien sie die unwissendsten, dümmsten Bewohner meines Vaterlandes, im gewöhnlichen Gespräch durchaus verächtlich, erklärte Feinde aller Wissenschaft und Gelehrsamkeit, überall geneigt, den gesunden Verstand auf den Kopf zu stellen und jeden Gegenstand, worüber man spreche, in derselben Weise, wie in ihrem Geschäft, zu verdrehen.

Lied der Hunde.

Von Alexander Petöfi.

Vom Wolkengrau bedeckt,
Pfeift der Orkan voll Wut,
Und Regen fällt und Schnee,
Des Winters Zwillingbrut.

Was kümmert's uns! Es liegt
Ganz wohl sich's unterm Herd,
Wo unser gnäd'ger Herr
Ein Eckchen uns gewährt.

Uns Futter bangt uns nicht,
Nicht völlig wird verzehrt
Das Mahl, und was da bleibt,
Uns Hunden zugehört.

Zuweilen, das ist wahr,
Die Hundepetische knallt,
Und das tut weh, — ei nun,
Hundsknochen heilen bald.

Des Herren Zorn verraucht,
Er winkt uns wieder zu,
Und selig lecken wir
Des gnädigen Fußes Schuh!

Wer nicht für Freiheit sterben kann,
der ist der Kette wert.
Ihn peitsche Pfaff und Edelmann
Um seinen eignen Herd. G. A. Bürger.

Wir haben eine große Uebermacht vor uns. Er bleibe mir zur Seite. Falle ich, dann bedecke er mich mit seinem Mantel. Die Schlacht geht weiter und der Feind wird geschlagen.

(König Friedrich zu einem seiner Generale vor der Schlacht bei Leuthen).

Zuschriften für die Redaktion sind zu richten an: Frau A. Dannat, Bremen, Bremerhavenerstraße 33. : Verantwortlich: E. Stucke; Verleger: Karl Lüth; Druck: Herm. Sturm; sämtlich in Bremen.

Arbeiterpolitik



1. Jahrg. **Wochenschrift für wissenschaftlichen Sozialismus.**

Nr. 5

Redaktion u. Expedition:
Almunderstraße Nr. 23.

Bremen, den 22. Juli 1916.

Erscheint wöchentlich einmal.
Preis pro Nummer 15 Pfg.

Inhalt:

Die Reform des Führertums	Seite 33
Beitragsperre	34
Einheit oder Spaltung der Partei?	35
Der Anarchismus und die Internationale	37
Aus unserm politischen Tagebuch	38
Feuilleton:	
Der Sündenbock	39
Sittenlos und unfittlich	40
Vernunft	40

Die Reform des Führertums.

Darin hat die Professorenweisheit recht: Herrschaften waren bisher ein notwendiges Uebel oder gar ein vernünftiges Faktum. Aber auch die eben angezogene Entwicklung zur Freiheit ist solch ein Faktum. . . . Wir Sozialdemokraten behaupten, die ganze Herrlichkeit muß über Bord.

Dieagen:
„Die Moral der Sozialdemokratie“.

Das Schicksal jedes Führertums in der Geschichte hat sich auch an der Bureaucratie der Arbeiterbewegung bewährt. Zuerst Vertrauensmänner und gelegentliche Führer in Wort und Tat, dann mit der ständigen Führerschaft, dem Beamtentum bekleidet, wurden sie von Dienern zu Meistern der Organisation. Schon vor mehreren Jahren wurde auf diese Entwicklung hingewiesen. Der frühere Genosse, nachher syndikalistischer Schriftsteller, Robert Michels (jetzt Professor der Soziologie in Italien) hat in einer scharfen Analyse die Psychologie des Arbeiterführertums untersucht, allerdings ohne irgendwelche positiven Ergebnisse für die Arbeiterbewegung. Innerhalb der deutschen Partei sind auch schon vor dem Kriege Stimmen laut geworden, die betonten, daß die Entwicklung der Führermacht eine Sackgasse der Arbeiterbewegung sei, aus der sie sich nur durch die Praxis der Massenaktionen befreien könne. Aber erst die letzten Vorgänge innerhalb der deutschen Sozialdemokratie haben jedem klar gemacht, in wie hohem Maße die Leitung durch die Bureaucraten schon zu einer regelrechten Gewaltherrschaft geworden war. Und jetzt schallt auch als Losung zur Rettung aus dieser Gewaltherrschaft: die Reform der Bureaucratie.

Es war immer so in der Geschichte. Als die Sklaven drohten, wurde ihnen gesagt: ihr habt vollkommen recht: eure Herren sind schlecht, ihr sollt bessere Herren haben; erkämpft euch bessere Herren. Denn — Herren hat es immer gegeben und wird es immer geben. Die so sprachen, waren die Vernünftigen unter den Herrschenden, die einsehen, daß sonst „die ganze Herrlichkeit über Bord“ gehen

würde. Der Terrorismus des Berliner Parteivorstandes — das sehen die nicht völlig verbohrtten Führer und Bureaucraten ein — muß die Partei geradezu ruinieren, muß bewirken, daß die besten Elemente, daß breite Schichten des Proletariats ihr den Rücken kehren. Und wo blieben sie dann? Was wären all jene Sekretäre, Parlamentarier, Beamten, Redakteure ohne die große Organisation der Millionenpartei? Daher müssen sie daran gehen, die alten Funktionäre, die den Karren in den Dreck führen, zu beseitigen und sich selbst an ihre Stelle zu setzen. Mit Groß-Berlin ist der Anfang gemacht; das höchste Ziel wäre die Erneuerung des Parteivorstandes; und in der „Neuen Zeit“ wird über die Reform des Führertums theoretisiert.

Wie ist eine solche Reform möglich? Die erste, einfachste Lösung heißt: neue Männer an die Stelle der alten. Wie früher alles Heil von dem Herrscher erwartet wurde, so hatte die deutsche Sozialdemokratie nach dieser Auffassung das Pech, daß in der Schicksalsstunde gerade die Scheidemänner an ihrer Spitze standen, sonst. . . . Nun ist es sicher richtig, daß mit anderen Leuten manche Dummheit unterblieben wäre: statt imperialistische, hätte man zahme pazifistisch-nationalistische Rundgebungen erlassen. Aber das sind doch nur Kleinigkeiten. Wie hätte es dann aber um die große Sache gestanden? Wie hätten die Stadtthagen, Ledebour, Haase gehandelt, als die Frage des großen Kampfes um Leben und Tod, um die wichtigsten Lebensinteressen herankamen? Man braucht nur auf die Haltung des Parteizentrums und ihres geistigen Führers Kautsky vor dem Kriege zu achten: wie sie die Massen von großen Kämpfen zurückhielten, die „Vorsicht“ der Führer als notwendige Korrektur zu dem kopflosen Latendrang der Massen priesen und — nicht in Phrasen, sondern — praktisch mit den Revisionsisten Hand in Hand gingen! Die Revisionsisten wollten mit der Bourgeoisie zusammengehen; das Parteizentrum wollte nicht gegen die Bourgeoisie kämpfen — siehe da den ganzen Unterschied.

Aber das ist noch nicht das Wesentliche. Man könnte sich noch bessere neue Leute aussuchen. Allerdings wäre damit für den Augenblick eine wichtige Aenderung vollzogen. Aber nicht auf die Dauer. Im Grunde lag es nicht an den Leuten sondern am Amt. Im beamteten Führertum muß sich eine ganz andere Auffassung des Arbeiterkampfes entwickeln, als dem Wesen einer Massenbewegung entspricht. Sie können sich den Klassenkampf nur als klug besprochene und beschlossene Aktion der von ihnen geleiteten Organisationen vorstellen, als ein Kampf, der ohne diese Organisation — d. h. ihre Leitung — unmöglich ist,

wobei also um jeden Preis diese Organisation erhalten bleiben muß. Massenkämpfe aufs Messer, bei denen diese Organisationen selbst vernichtet werden können, sind ihnen undenkbar; der Boden, auf den sie stehen, würde dabei verschwinden. Diese Auffassung setzen sie durch ihre Bürokratenmacht als offizielle Taktik der Bewegung durch.

Soweit, bis zur Ersetzung der heutigen Beamten durch Männer der äußersten Linken, gehen nun die Vorschläge zur Reform des Führertums natürlich nicht einmal. Aber sie bleiben allerdings nicht bei der Lösung: neue Männer stehen. Sie fügen erstens hinzu: mehr Bildung, mehr Marxismus. Und zweitens: mehr Demokratie in der Arbeiterorganisation.

Die Bildung können wir auf sich beruhen lassen. Vielleicht in der Redaktionsstube der „Neuen Zeit“, aber sonst nirgends kann man glauben, daß mit mehr Kursen über (kafrierten) „Marxismus“ der Zusammenbruch im Weltsturm verhindert wäre. Gewiß, mehr Marxismus! sagen auch wir: mehr von dieser weltumwälzenden Philosophie der Tat! Aber diesen Marxismus meinen die Herren nicht.

Kann denn die Demokratie nicht ein Gegengewicht gegen die Führermacht sein? Man braucht ja nur Garantien für die Rechte der Mitglieder (wie das nach dem alten zaghaften Liberalismus schmeckt!), und diese sollen auf jede Machtüberschreitung der Führer eifersüchtig achten! Aber... das geht alles sehr schön in einer idealen, friedlichen Welt — wir stehen jedoch in einer Welt von Feinden ringsum. Und da — seufzt der Zentrumsmann in der „Neuen Zeit“ — ist es leider so, daß die Schlagfertigkeit, die Angriffskraft unter dem Zuviel an Demokratie leidet, so daß unter diesen Verhältnissen der Führerabsolutismus unvermeidlich emporkriecht. Auch im Kriege muß einer kommandieren und müssen die andern gehorchen; und nicht umsonst vergleichen sich die Führer der Arbeiterbewegung gern mit Generälen und Offizieren — sie denken sich die Arbeiterbewegung am liebsten als eine von oben kommandierte Armee. So schwankt das Herz hin und her zwischen Liebe zur „Demokratie“ und verstandesmäßiger Einsicht in die Bedeutung des einheitlichen Führertums.

In Wirklichkeit ist der Befreiungskampf des Proletariats ganz was anderes. Er ist die Loslösung der Masse aus dem Banne der Knechtseligkeit, der Unwissenheit, des kleinlichen Egoismus; er ist ihre Erhebung zu fester Einheit des Handelns, zur höchsten Disziplin, d. h. Aufopferung des Einzelnen für die Gesamtheit, also zum gesellschaftlichen Denken und Handeln. Wenn die Masse der Proletarier sich so weit emporkämpft, zu solcher Begeisterung und Hingabe, daß sie alles für die Freiheit ihrer Klasse gibt und wagt — dann wird sie fähig sein, die sie bedrückende Macht des Kapitals zu brechen.

In diesem Kampfe braucht sie keine „Führer“. Echte Führer können da nur große Vorbilder sein, die wecken, aufklären, vorangehen, entzünden. Auf die Massen kommt es an. Nicht gehorjame Werkzeuge in der Hand kluger Befehlshaber, sondern nur völlig selbständige, selbst denkende, selbst handelnde, innerlich freie, sich ganz der gemeinsamen Sache widmende Menschen können die Klassenherrschaft beseitigen.

Also: wenn Demokratie nicht ein zu schwaches, bürgerliches Wort für jene Selbständigkeit der Massen

wäre, könnte man sagen (gerade umgekehrt wie oben): je mehr Demokratie, um so größer die Angriffskraft.

Aber es ist klar, daß eine Reform des Führertums mit der großen Frage des Sozialismus ebensowenig zu tun hat, wie alle „Reformen“, die höchstens Anknüpfungspunkte in den ersten Anfängen des Kampfes sind, dann aber zugleich Lösung zur Ablenkung der Massen vom wirklichen großen Kampfe werden. In diesem großen Kampfe spielen die Führer — auch die reformierten — keine Rolle.

Bedenken wir immerhin, daß dieser „große Kampf“ nicht in ferner Zukunft liegt, sondern in nächster Nähe. Alle kommenden Bewegungen, politische wie gewerkschaftliche, bilden einen Teil davon. Was hier gesagt wurde, gilt also für sie alle.

Beitragsperre.

Als die offizielle Sozialdemokratie in ihrer Politik vom 4. August die Grundsätze des Sozialismus preisgab und das große nationale Verbrüderungsfest mit dem Bürgertum feierte, war es die erste Pflicht aller oppositionellen Elemente, die Arbeitermassen über die Ursachen des Zusammenbruchs der Sozialdemokratie aufzuklären. Es galt nachzuweisen, daß der Sozialpatriotismus nicht eine momentane Verirrung vom Wege des Sozialismus bedeutete, daß auch das Verhalten der Scheidemänner, legten Endes nicht in moralischer und politischer Korruption wurzelte, sondern daß die Politik des 4. August das notwendige Ergebnis der ganzen bisherigen Arbeiterbewegung war. Wenn in den Spartacusbriefen das moralische Moment gelegentlich stark in den Vordergrund geschoben wurde, wenn der laute Ruf des Verrätertums am Sozialismus in anonymen Flugblättern, in hitzigen Versammlungsreden seinen Widerhall fand, so war das nur der Ausdruck der wachsenden Empörung über das Verhalten der Führer. Das Wesen der opportunistischen Politik wurde dadurch nicht erfaßt. So hat sich denn allmählich, gefördert durch die klärenden Artikel der „Lichtstrahlen“, der Flugblätter der I. S. D. usw., eine ruhigere grundsätzliche Auffassung über das Wesen dieser Politik Bahn gebrochen. Man begriff, daß die Führer nicht aus Laune, nicht aus persönlicher Aengstlichkeit und anderen subjektiven Motiven handelten, sondern daß der Zwang der Notwendigkeit hinter ihren Entschlüssen stand.

Die Politik der Sozialdemokratie war, abgesehen von machen Faktoren, deren Bedeutung wir bereits in früheren Artikeln gekennzeichnet haben, in den letzten Jahren mehr und mehr in Abhängigkeit von den Gewerkschaften geraten. Die Generalkommission der Gewerkschaften hatte nicht nur in der Reichstagsfraktion entscheidenden Einfluß, sondern sie wußte ihren Willen durch mancherlei Zwischenstufen auch im Parteivorstand, ja selbst auf den Parteitag, durchzusetzen.

Die Auffassung, daß die Gewerkschaften unpolitisch seien, wurde durch die tatsächliche Entwicklung immer gründlicher ad absurdum geführt. So wenig die gewerkschaftlichen Kämpfe ihren rein gewerkschaftlichen Charakter bewahren konnten, so wenig war die Gewerkschaftsbewegung von der politischen Bewegung mehr zu trennen. Gewerkschaften und Sozialdemokratie wurden in der Tat eins, nur, daß nicht die Sozialdemokratie, sondern die

Gewerkschaftsbewegung die politische Führung übernahm. In diesen Verhältnissen, die noch dadurch unterstützt wurden, daß sich innerhalb der Sozialdemokratie der Gewerkschaftsbewegung verwandte organisatorische und bürokratische Tendenzen ausbildeten, lag im wesentlichen die Stärke des Revisionismus begründet, der daher auch bereits vor dem Kriege so sehr erstarkt war, daß er die Parteitagebeschlüsse immer entscheidender beeinflusste und große Teile des Parteizentrums, dessen Führerschaft sich aus den Funktionären, Angestellten und anderen an der Arbeiterbewegung unmittelbar interessierten Elementen zusammensetzten, an sich zu reißen vermochte. So bekam das reformistische Element, mit dem die jetzigen Organisationsformen stehen und fallen, das Uebergewicht. Ueber diese Tatsachen vermochten auch nicht die radikalen Phrasen hinwegzutäuschen, mit denen das Parteizentrum seinen Hang zum Reformismus vor dem Kriege bemäntelte. Die Politik des 4. August und ihre Folgen waren nur Abschluß und Konsequenzen dieser Entwicklung.

Der Kampf gegen den Sozialpatriotismus und seine konsequente Weiterführung, den Sozialimperialismus, bestand zunächst in der theoretischen Aufhellung dieser Tatsachen. Er mußte aber notwendig auf die praktische Frage überspringen, welche Folgen der Bruch mit dem Sozialismus für die Organisationen der Arbeiterbewegung haben muß. Die Sozialpatrioten und an ihrer Spitze der Parteivorstand, realpolitisch im Denken und im Handeln wie sie waren, witterten von vornherein die Folgen, die eine gegen sie gerichtete Opposition haben mußte. Es geht um die Einheit der Partei! schrien sie daher bereits, als das Parteizentrum seinen ersten bescheidenen Schritt auf dem Weg der Opposition tat. Es geht um die Einheit der Partei! schallte es aus dem sozialpatriotischen Blätterwald zurück, und in diesem Ruf offenbarte sich immer deutlicher das große Interesse, das die sozialpatriotischen Führer an der Einheit der Arbeiterorganisationen haben, weil die Funktionen dieses Organisationskörpers mit den Funktionen des Staates zusammenfielen. Allein die Sozialpatrioten ließen es nicht bei ihren Aufrufen. Sie schritten zur Tat und entfernten rücksichtslos die konsequenten oppositionellen Elemente, wo sie nur irgend die Macht dazu besaßen. Gegenüber diesen Maßnahmen besann sich die Opposition alsbald auf einen Gegenschlag. Sie führte ihn in der Propaganda für die Beitragsperre, die in verschiedenen Organisationen auch bereits Erfolge gezeitigt hat. Dieser Schlag brachte die Sozialpatrioten natürlich zum Toben. Indisziplin, Statutenbruch, Sprengung der Parteeinheit, Parteischädlinge und Parteiverräter! so hagelte es auf das Haupt der Sünder herab. Das Parteizentrum vermochte sich bis heute noch nicht einheitlich zu entschließen, welche Stellung es gegenüber dieser Frage einzunehmen habe. Der Vorstand der S. A. G. ist gegen die Beitragsperre, andere, radikalere Mitglieder der Fraktion sind dafür, wenn auch unter besonderen Bedingungen und Voraussetzungen. Sie alle aber zerbrechen sich den Kopf darüber, ob die Beitragsperre mit dem Statut vereinbar sei oder nicht, wobei die ganze Aktion dann schließlich auf die Frage der Auslegung hinausläuft und jede der streitenden Parteien ebensoviel Für und Wider ins Feld führen kann, wie

die andere. Der Linksradikalismus kümmert sich um dies advokatorische Possenspiel nicht. Die Einheit der Partei ist durch die Politik des 4. August nur mehr eine Farce. Die Tatsache, daß Sozialpatrioten und Linksradikale noch in derselben Partei sind, überliefert die Sozialdemokratie, wie sie bis heute dasteht, unrettbar dem Fluch der Lächerlichkeit. Für den Linksradikalismus ist jede Maßnahme im Kampf gegen den Sozialpatriotismus nur eine Etappe in der Richtung auf das Ziel: organisatorische Trennung zwischen Sozialpatrioten und Linksradikalen. So betrachtet der Linksradikalismus auch die Frage der Beitragsperre grundsätzlich. Selbst wenn die Sozialpatrioten statutarisch alles Recht auf ihrer Seite hätten, selbst wenn es wahr wäre, daß die Organisationen, die ihren Tribut nicht leisten, sich außerhalb der Partei stellten, selbst dann wäre die Beitragsperre eine selbstverständliche Maßregel im Kampfe gegen den sog. Parteivorstand. Nicht die Herren Scheidemann, Ebert usw. sollen als Personen kalt gestellt werden, sondern der Parteivorstand und seine Gefolgschaft soll in seiner sozialen Funktion bekämpft werden. Die Arbeiterschaft, die die Beitragsperre durchführt, spricht dadurch dem Parteivorstand ab, das Vertrauen ab, als Vertreter ihrer Interessen wirken zu können; sie drückt aber auch zugleich aus, daß sie mit dem Sozialpatriotismus keine organisatorische Gemeinschaft mehr haben kann. So werden die Beiträge in letzter Linie nicht dem Parteivorstand allein, sondern der sozialpatriotischen Partei gesperrt. Erst wenn sich die Arbeiterschaft über diese Konsequenzen klar ist, wird sie die Beitragsperre als eine wirksame Waffe im Kampfe gegen den Sozialpatriotismus verwenden können.

Einheit oder Spaltung der Partei?

2. Die Spaltung in der Arbeiterbewegung.
Die Geschichte der Arbeiterbewegung ist voll von Spaltungen. Die deutsche Sozialdemokratie, der es vergönnt war, vierzig Jahre lang eine Organisation aufrechtzuerhalten, hat sich gewöhnt, auf die gespaltenen Bruderparteien herabzusehen und ihre erbitterten organisatorischen Kämpfe als Kinderkrankheiten zu betrachten. Es war eine etwas sonderbare Methode, die französische Arbeiterbewegung bis in das Jahr 1905, in dem die Vereinigung der sozialistischen Fraktionen Frankreichs erfolgte, während die Gewerkschaften weiterhin feindlich der Partei gegenüberstanden, im Kindesalter zu wahren. Es ist lächerlich, anzunehmen, daß die russischen „Gruppen und Grüppchen“ — in Wirklichkeit handelt es sich um zwei Parteien — die hohe Weisheit nicht verstehen, daß es besser ist, wenn die sozialistischen Arbeiter einig sind. Nun, jetzt, wo die deutsche Partei trotz ihres hohen Alters und ihrer großen Organisation es nicht hat verhindern können, daß ihre parlamentarische Vertretung, ihre Organisationen in sich bekämpfende Teile zerfallen sind, ist es Zeit, sich nach den Wesen der Spaltungen zu fragen, über die die Geschichte des Sozialismus klare Auskunft gibt.

Überall, wo die sozialistische Arbeiterbewegung sich spaltete, lagen den ideologischen Gegensätzen, um die äußerlich gekämpft wurde, soziale Gegensätze zugrunde. Die erste große moderne Arbeiterbewegung, auf Grund

welcher Marx sich seine taktischen Ansichten bildete, die Chartistenbewegung in England, zerfiel in zwei Teile: der eine wollte die Befreiung der Arbeiterklasse auf dem Wege der moralischen Ueberzeugung der Bourgeoisie erreichen, der andere proklamierte die Gewalt als den Weg zum Ziele. Die gesamte Praxis der Chartistenbewegung hallte von diesem Gegensatz wider. Die Untersuchungen von Beer, Pumpiansky, Schlüter hellten die Quellen dieses Gegensatzes auf. Auf der einen Seite stand die große Masse des Fabrikproletariats aus dem englischen Norden, der unerhörten Ausbeutung unterworfen, die Engels in seiner „Lage der arbeitenden Klassen in England“ so klassisch darstellt, rücksichtslos von der Staatsgewalt niedergehalten, wenn sie sich nur rührte. Ihre Kraft sah sie nur in ihrer großen Masse. Wie konnte sie da anders auf den Sieg hoffen, als durch Einsetzung ihrer physischen Macht? Auf der andern Seite standen die Arbeiter des Londoner Handwerks, verhältnismäßig gebildet, in ihren Klubs in ununterbrochener Fühlung mit den Führern des radikalen Kleinbürgertums. Eine geschlossene Macht, die durch ihre Zahl wirkte, stellten sie nicht dar; trotzdem ist es ihnen oft gelungen, die bürgerlichen radikalen Herren nach links zu treiben. Aus dieser Sachlage ergab sich ihre Ueberzeugung, das Hindernis liege in der mangelnden Bildung der Arbeiter, die es zu fördern gelte, wonach man durch Einwirkung auf die bürgerlichen Radikalen als ihre Bundesgenossen zum Ziele gelangen könne. Der Chartismus ging zugrunde, bevor die wirtschaftliche Entwicklung die soziale Quelle der Spaltung der Chartisten, den Unterschied zwischen der Lage der qualifizierten Handwerks- und der qualifizierten Fabrikarbeiter, verschüttet hatte.

Woran ging die erste Internationale zugrunde? An den Intrigen Bakunins, einer „politischen Verbrechernatur“, erklären Freunde politischer Kinstücke. An dem Gegensatz zwischen Marxismus und Anarchismus, sagen die andern. Aber was war die Quelle dieses Gegensatzes? Es genügt, die ganz gewiß nicht sehr tief schürfenden Arbeiten von Jaekb, Steklow, Brupbacher kritisch zu lesen, und man sieht diese Quelle. Wie konnten sich die Lumpenproletarier Spaniens, Italiens, Arbeiter aus Ländern, in denen der Kapitalismus erst seine zerstörende Arbeit begonnen, aber noch keine Fabriken geschaffen hatte, die qualifizierten Uhrenarbeiter der stillen Tura-berge, die Kunsthandwerker von Paris, die Intelligenzen dieser Länder, wie konnten diese sich befreunden mit der Lehre, die den unaufhaltenden Konzentrationsprozeß des entwickelten Kapitalismus zur Grundlage hatte, der Lehre, die nur in dem an Zahl und Geschlossenheit mit jedem Tag zunehmenden Proletariat die Kraft sah, die die Staatsgewalt der Bourgeoisie in langem, systematischen Kampfe bestiegen konnte, um die konzentrierten Kräfte in ihren Dienst zu stellen. Die Konzentration der Produktion war für Italien, Spanien, ein Teil der Schweiz, Frankreich ein Märchen aus Tausend und eine Nacht. Deswegen mußte auch der Gedanke an die zentralisierte sozialistische Produktion für die Arbeiter dieser Länder willkürlich scheinen, als ein Irrwahn des preußischen „Staatssozialisten“ Marx, der Bismarcks Politik auf die Internationale übertrug. Nein, freie Genossenschaften freier Arbeiter, wie sie die Handwerker dieser Zeit oft bildeten, das war das Ziel, oder bestenfalls sozialistische

Gemeinden ohne jede zentralisierte Gewalt, die als reine Tyrannei galt. Und wie das Ziel, das Marx der modernen Arbeiterbewegung steckte, so mußten auch die Kampfesmethoden, die er empfahl, unbrauchbar erscheinen. Für das Lumpenproletariat gibt es nur ein Hinvegetieren im Elend oder eine Revolte, wovon in den romanischen Ländern auch das Kleinbürgertum Beispiele in Hülle und Fülle gab. Für die Handwerksarbeiter war die Genossenschaft der Kampfesweg. Dem systematischen politischen Kampfe überhaupt, dem parlamentarischen Kampfe als seinem wichtigsten Mittel, mußten die genannten Arbeiterschichten fremd gegenüberstehen: sie waren zu schwach, um an einen allgemeinen Aufstieg zu glauben, zu schwach, um am politischen Kampfe mit Erfolg teilzunehmen. Und weil sie zu schwach waren, wurden sie bei jedem Versuch der Teilnahme an Wahlen usw. von kleinbürgerlichen Demagogen übers Ohr gehauen. Deshalb sahen sie in den von Marx empfohlenen Kampfmitteln Illusionen oder Trugbilder und hofften auf einen Aufstand aller Unterdrückten, Ausgebeuteten, vom Kleinbauern bis zum Dieb und der Prostituierten. Auf ihn galt es zu warten, ihn zu propagieren; und da er nicht kam, suchten sie ihn durch Putsche zu beschleunigen, Putsche, die natürlich resultatlos verliefen. Während so ein großer Teil der damaligen Arbeiterbewegung die Marxsche Politik ablehnen mußte, sammelten sich die Teile, die sie später durchführen sollten, sehr langsam.

Die erste Internationale zerfiel. Und es vergingen zwanzig Jahre, bis die kapitalistische Entwicklung in Frankreich, Italien, der Schweiz, Deutschland große Massen der Arbeiterbewegung schuf, deren Klassenlage sie für den Marxismus empfänglich machte.

Und was lag dem Kampf der Lassalleaner und Eisenacher zugrunde? Lange bestand in der Partei die Legende, die Eisenacher seien die „Marxisten“ gewesen, die Lassalleaner aber hätten eine „Sonderpolitik“ entweder aus einer religiösen, sektenhaften Anbetung des Lassalleandenkens getrieben, oder weil sie der schlechte Schweizer verhezte, der obendrein dafür den Judaslohn von Bismarck empfing. Nach den Arbeiten Mehrings, Lausenbergs, G. Maiers ist diese Legende verfallen. Jeder weiß jetzt, was die verschiedene Haltung verschiedener Teile der Arbeiterklasse zur Frage der Einigung Deutschlands verursachte. In den kapitalistisch am meisten entwickelten Teilen Deutschlands, in Berlin, Rheinland-Westfalen usw. empfand die Arbeiterschaft die Notwendigkeit des Aufräumens mit der Kleinstaaterei am lebhaftesten. Als sich die preußischen Bajonette zu lösen begannen, sagte sie — mit Recht oder Unrecht — gut oder schlecht, der Schutt wird weggeräumt, wer es auch tun mag.

In Sachsen, Süddeutschland war der Partikularismus dank der wirtschaftlichen Zurückgebliebenheit dieser Länder noch sehr groß. Er ward auch genährt durch das Bestehen der kleinbürgerlichen Demokratie, mit der man vorwärts zu kommen hoffte, wogegen in Preußen nicht nur der Absolutismus viel stärker, sondern auch der Liberalismus viel verlotterter war. Während sich bei den Lassalleanern dank der geschichtlichen Lage ein gewisses Hinneigen zu Kompromissen mit der Staatsgewalt, die Deutschland in ihrer Weise zu einigen suchte, mit einem viel schärferen Klassenbewußtsein der Bourgeoisie

gegenüber verband, ging bei den Eisenachern der Partikularismus mit einer demokratisch-revolutionären Stimmung Hand in Hand. Obwohl der deutsch-französische Krieg die aktuelle Streitfrage, das Verhältnis zur Einigung Deutschlands, erledigte, vergingen noch viele Jahre bis zur Einigung der Eisenacher und Lassalleaner, weil die Verschiedenheit des Milieus, in dem beide Fraktionen wirkten, lange noch das Sichfinden erschwerte.

Um mit dem Ausflug in die Geschichte des Sozialismus zu enden, der naturgemäß nur sehr kurz sein konnte, alle Uebergänge fortlassen, die Fragen kraß herausarbeiten mußte, erinnern wir uns, was die Grundlage der opportunistischen Politik in der zweiten Internationale bildete, die in England, Frankreich, Italien, Bulgarien usw. direkt zur Spaltung der Partei geführt hat. Hier können wir uns ganz kurz fassen, weil den Lesern die Ereignisse frisch in Erinnerung sind und sie sie auch in dem ausgezeichneten Büchlein von Pannekoek: „Die taktischen Differenzen in der Arbeiterbewegung“ beleuchtet finden können. Wer trat für die Politik des Opportunismus ein? Entweder waren es kleinbürgerliche Elemente der wirtschaftlich weniger entwickelten Länder (in Deutschland Bayern und Baden), die den unüberbrückbaren, sich immer mehr verschärfenden Gegensatz zum Kapitalismus nicht so scharf empfanden, oder es waren Intelligenzler, die kraft ihrer sozialen Lage, ihrem Berufe als Schriftsteller, Rechtsanwälte, der Bourgeoisie näher stehen und an die Möglichkeit der Mitarbeit mit ihrem linken Flügel glauben, oder es war die Arbeiterbureaukratie, die dank ihrer Arbeit in den politischen und ökonomischen Vertreterkörperschaften im Kleinkampf aufging und insolge ihrer zwar nicht glänzenden, aber gesicherten sozialen Lage in scharfen Kämpfen eine Störung ihrer ruhigen, „einzig aussichtsvollen Arbeit“ empfand. Die Proletariatsmassen der industriellen Zentren standen auf radikaler Seite, wo sie nicht, wie z. B. in Rheinland-Westfalen, noch in großen Massen frisch vom Dorfe eingewandert waren. Der Gegensatz der auf Verschärfung des Klassenkampfes hinzielenden proletarischen und der auf eine Annäherung an die Bourgeoisie hinarbeitenden opportunistischen Taktik — der in der verschiedenen sozialen Struktur der verschiedenen Bestandteile der Arbeiterbewegung begründet war — sprengte überall die Hülle der einheitlichen Arbeiterorganisation, wo nur eine der Tendenzen sich voll entwickeln konnte. In Frankreich, Italien erlaubten die demokratischen Einrichtungen den Opportunisten, direkt oder indirekt an der Regierungsgewalt teilzunehmen. Der radikale Flügel konnte die Verantwortung dafür nicht übernehmen, wenn er vor den Massen die Verantwortung für die Politik der Bourgeoisie nicht tragen konnte. Nur dort, wo, wie in Deutschland, Oesterreich, die politische Zurückgebliebenheit, gepaart mit den schärfsten sozialen Gegensätzen, den Opportunisten nicht erlaubte, an der Regierung teilzunehmen, kam es zu keiner Spaltung. Der Krieg hat auch hier eine Aenderung der Bedingungen verursacht, über die wir demnächst sprechen werden.

Einstweilen unterstreichen wir zwei Schlüsse, die sich aus unseren Ausführungen ergeben: 1. die verschiedenen Richtungen in der Arbeiterbewegung waren immer in einer sozialen Verschiedenheit ihrer Bestandteile begründet, die zu Spaltungen führte; 2. diese Spaltungen konnten

niemals in kurzer Zeit überwunden werden, der Einigungsprozeß war immer ein langer Kampfsprozeß.

Der Anarchismus und die Internationale.

(Schluß.)

Die Sozialdemokratie erstrebt die Bergesellschaftung der Produktionsmittel. Im Interesse der Gesamtheit sollen sie von der Vertretung der Gesamtheit verwaltet werden.

„Die Sozialdemokratie gebraucht also zur Verwirklichung ihres Zieles den Staat. Ist es da nicht selbstverständlich, daß sie die bestehenden Staaten benutzen will, um aus ihnen Träger ihrer Zukunftsorganisation zu machen? Deshalb in allen Ländern nationale Parteien, die in dem Rahmen ihres betreffenden Staates ihren Kampf führen.“ Aus dieser Erkenntnis der Notwendigkeit freier, selbständiger Staaten ergibt sich aber nun die Pflicht, alles zu unterstützen oder zu unternehmen, was die Selbständigkeit derselben schützen kann, wenn diese von irgend einer Seite bedroht ist.“

So stellt der Anarchist Schreyer siegreich seinen Fuß auf die zweite geborstene Säule des Marxismus.

Seit Bakunins Kampf gegen den „Staatssozialismus“ von Marx haben die Anarchisten viel Linte verbraucht zur Klärung der Frage vom Verhältnis der Arbeiterbewegung zum Staate. Die Ausführungen Schreyers zeigen, daß all diese Arbeit nur das Chaos in ihren Köpfen vergrößert hat. Es ist wahr, daß die Sozialdemokratie aus dem immer mächtiger werdenden Produktionsprozeß die Lehre schöpft, daß auch nach der Aufhebung der Klassengegensätze eine Organisation der Produktion notwendig sein wird. Daß diese Organisation und Leitung der Produktion von dem jetzigen Staate grundverschieden sein wird, ergibt sich schon daraus, daß des letzteren Aufgabe nicht in der Organisation der Produktion im Interesse der Gesamtheit besteht, sondern darin, daß die Leitung der Produktion dieser Gesamtheit vorenthalten wird: der jetzige Staat wacht darüber, daß die Produktion von den Besitzern der Produktionsmittel geleitet wird, die doch eine Minorität bilden. Indem Schreyer zwei verschiedene historische Gebilde mit demselben Namen Staat belegt, folgert er, daß „deshalb“ die Sozialdemokratie den heutigen Staat zu ihren Zwecken ausnützen will und darum ihn beschließen muß. Nun, das Verhältnis der Sozialdemokratie zum jetzigen Staat wurde nicht durch ihre Meinungen über die Organisation der Gesellschaft im Reiche des Sozialismus bestimmt — wir wissen doch nicht, wie sie aussehen wird —, sondern durch den Charakter der historischen Epoche, in der sich die Arbeiterbewegung seit dem Jahre 1870 entwickelt.

Die Bedingungen des Klassenkampfes bestimmten die Haltung des Proletariats zum Staate, und der Marxismus suchte sie nur zu erklären. Wie waren die Bedingungen? Die Bourgeoisie schuf nationale Staaten, die die Entwicklung des Kapitalismus fördern sollten. Wie konnte sich die Arbeiterklasse demgegenüber verhalten? Sie mußte um ihre Interessen in den Grenzen dieser Staaten gegen den Kapitalismus kämpfen. Wenn die deutschen Arbeiter Verkürzung der Arbeitszeit, Preß-, Versammlungs- und Koalitionsfreiheit erringen wollten, so konnten sie sich mit ihren Forderungen weder gegen die kapitalistische Klasse überhaupt, noch gegen die englische und französische wenden, sondern gegen die Klasse, von der diese Gesetze in Deutschland abhängig waren:

d. h. gegen die deutsche Bourgeoisie und ihr Machtorgan, den Staat. Sie konnten noch so sehr mit ihren Brüdern im Auslande sympathisieren, mit ihnen für die Grundforderungen der Arbeiterklasse gemeinsam demonstrieren, ihr täglicher Kampf verlief im Rahmen des deutschen Staates, wie der der englischen und französischen Proletarier in den Rahmen ihrer Staaten verlief. Die verflochtenen vier Jahrzehnte der Arbeiterbewegung waren in die Schranken der Staaten eingepfercht. Nur eine „Bewegung“ wie die anarchistische, die in keinem Lande tiefere Wurzeln gefaßt hat, die nirgends mit dem täglichen Kampfe der Arbeiterklasse verwachsen war, konnte zum Teil diese Bedingungen ignorieren. Hat darum der Marxismus jemals die Arbeiterklasse und ihre Geschichte auf Hebeh und Verderb mit den Geschicken jedes einzelnen Staates mit all seinen Grenzen usw. zu verbinden gesucht, hat er ihr eine Staatsanbetung eingepfcht? Marx und Engels waren Verehrer der irischen Unabhängigkeit, Oesterreichs Dauerexistenz schien Kautsky sehr zweifelhaft usw. usw. Die gegebenen Grenzen der Staaten waren für den Marxismus, diese durch und durch historische Lehre, nichts mehr als der gegebene Rahmen der Tätigkeit, die, wenn sie nicht in der Luft schweben sollte, auf irgend einem Boden sich abspielen mußte. Diese Grenzen als heilige Steine zu betrachten, die ein für allemal das Bett bezeichnen, in dem sich der Strom der Geschichte hinwälzen wird, kam ihnen gar nicht in den Sinn. Man kann keine Zeile aus den Schriften unserer Altmeister anführen, die von einer solchen Absurdität zeugen würde. Sie, die sie es nicht für die Aufgabe des Proletariats hielten, die kapitalistische Entwicklung zu fördern, haben es desto weniger für seine Aufgabe gehalten, gegebene Grenzen zu konservieren. Ihr Verhältnis zu Bewegungen, die auf die Aenderung der staatlichen Grenzen gerichtet waren, hing ganz davon ab, was für einen Charakter diese Bewegungen trugen. Frei von jeder idealistischen Auffassung des Staates überhaupt, wie sie z. B. noch Ferdinand Lassalle gewissermaßen charakterisierte, sahen sie in der Existenz des kapitalistischen Staates eine Notwendigkeit des Kapitalismus, aber keinesfalls in der Existenz jedes Staates, wie er einmal historisch gegeben war. Und weil sie den Sieg des Proletariats nur international für möglich hielten, d. h. für möglich hielten nur in dem Rahmen des ganzen kapitalistisch entwickelten Kulturkreises, so war ihr Bestreben auf die engere Verknüpfung des Proletariats der verschiedenen Länder gerichtet. Dadurch suchten sie das Proletariat über die Grenzen der Staaten zu verbinden.

Der Anarchist Schreyer hält die jetzige Haltung der französischen, deutschen, österreichischen Sozialdemokratie für unvereinbar mit den Interessen der Arbeiterklasse, für den Bankrott der Arbeiterbewegung. Das ist sein gutes Recht. Warum er aber die Grundsätze dieser Arbeiterbewegung dafür verantwortlich macht, ist nicht einzusehen, es sei denn, daß er wieder die Meinungen des rechten Flügels des Sozialismus mit denen des Sozialismus überhaupt vertauscht. Denn wie die Grundanschauungen des Sozialismus mit irgendwelcher Staatsanbetung und dazu der des konkreten Staates nichts gemeinsam haben, so unterliegt es keinem Zweifel, daß die opportunistische Richtung der Arbeiterbewegung, indem sie sich

zur Lösung bekannte: Das Ziel ist nichts, die Bewegung alles, auch ihren Gesichtskreis über die Rahmen der Staaten, in denen sie wirkte, nicht erheben konnte. Sie hoffte durch Mäßigung vom Staate Zugeständnisse zu erreichen, und da sie die Verwirklichung des Sozialismus als Summe kleiner Veränderungen ohne grundsätzliche Umwälzungen kommen sah, so sah sie auch in den gegebenen Staaten die Träger des Sozialismus. Neben dieser Hinneigung zum Staatssozialismus charakterisierte die opportunistische Richtung der Internationale ein gewisser Nationalismus. Die Rücksichtnahme auf die kleinbürgerlichen Wählermassen brachte manchen Opportunisten zur Darstellung des Sozialismus als einer Art Edelpatriotismus. Alle diese opportunistischen Anschauungen standen im bewußten Gegensatz zu den wissenschaftlichen Grundsätzen der Arbeiterbewegung, zum Marxismus, und indem sie jetzt ihren Sieg feiern, feiern sie auch den Beginn einer neuen Periode der Arbeiterbewegung, deren geistige Grundlage nicht der Marxismus bilden soll.

Die Behauptung, daß der Zusammenbruch der Internationale ihre Grundsätze als irreführend zeigt, ist aus der Luft gegriffen. Wir leisten uns nicht einmal den Spaß, dem Anarchisten Schreyer mit der Gegenfrage zu dienen, wie er sich den Zusammenbruch solcher Gegner des Marxismus erklärt, wie Peter Krapotkin, den er schlaue „früheren“ Anarchisten nennt, der jetzt für den Sieg Rußlands schwärmt; wie der Anarchist Cornélissen, der im Auftrage der französischen Regierung nach Holland fuhr, um für die Teilnahme Hollands am Kriege zu agitieren, wie die Führer der französischen Syndikalisten, die dieselbe Haltung wie die französische Sozialdemokratie einnahmen. Wir verzichten auf diese Fragen, die jedoch die Anarchisten nötigen müßten, zu erst im eigenen Hause Ordnung zu machen, bevor sie vor unseren Türen zu kehren beginnen. Wichtiger ist, zu untersuchen, warum die Internationale zusammenbrach, obwohl ihre Grundsätze ihr die Möglichkeit gaben, trotz des Kriegausbruches solidarisch zu bleiben. Doch die Antwort auf diese Frage würde eine besondere Untersuchung erfordern.

Aus unserm politischen Tagebuch.

16. Juli.

Habent sua fata libelli! Auch Bücher haben ihre Geschichte! Herr Dr. Paul Lensch veröffentlicht in einem bürgerlichen Verlag ein Buch: „Die Sozialdemokratie, ihr Ende und Glück!“ Ueber dieses Buch schreibt Heinrich Cunow im „Hamburger Echo der bürgerlichen Presse“, es sei das beste, was zur Verteidigung des Sozialismus geschrieben wurde. Die „Frankfurter Zeitung“ hat, natürlich, höhere Ansprüche; sie sagt, daß man der Argumentation des Herrn Lensch nicht ganz beipflichten könne; aber es sei dennoch vortrefflich und ausgezeichnet, daß er die Arbeiter für die Politik des 4. August bearbeite. Dagegen drücken die „Leipziger Neuesten Nachrichten“ Herrn Lensch stürmisch an ihre alldeutsche Brust. Schreibt doch heute Herr Dr. Paul Lensch dasselbe, was einst jahrelang Herr Paul Liman geschrieben hat!

Paul Lensch, der in seinem neuen Buche über die Sozialdemokratie, wie er sie haben möchte, sich viel zu gute tut, daß das von ihm geprägte Wort Kriegsozialismus internationale Berühmtheit erlangt hat, wird ob dieser Auslassung dem alten Brentano nicht grün sein. Nun, Madame Humbert wurde auch weltberühmt, weil sie einen Hosenknopf im Geldschrank für ein Vermögen ausgab.

Feuilleton

Der Sündenbock.

Der „Sündenbock“ spielt heute im politischen Leben eine große Rolle. Bald hier, bald da in Europa sehen wir, wie ein Staatsmann für den Mißerfolg der Politik seines Landes büßen muß. Die öffentliche Meinung verlangt ein Opfer, und also muß einer der Sündenböcke sein. Man gebraucht das Wort hier in einer übertragenen Bedeutung; ursprünglich ist der Sündenbock eine Erscheinung im religiösen und kultischen Leben und das ist eine recht interessante Erscheinung.

Im alten Israel gab es den „großen Versöhnungstag“. Da sollte das Volk, das leider immer sündige Volk, mit Gott versöhnt werden. Es mußte sich durch Opfer frei kaufen. Wenn der Hohepriester in das Innere der Stiftshütte ging und zwar ins Allerheiligste, durfte er, wie er sagte, nicht mit leeren Händen vor Gott hintreten. Er durfte nicht zu jeder beliebigen Zeit vor die Deckplatte treten, die über der Bundeslade sich befand. Die Lade selbst war ein mit viel Gold verzierter Kasten aus Akazienholz, die Deckplatte darüber aus gediegenem Golde mit zwei Cherubim, zwei Engelfiguren. Diese Deckplatte war der Stuhl Gottes; doch war Gott nicht immer zugegen, jedenfalls aber war er es zur Zeit der Opfer. Es war jedoch gefährlich, sich Jahwe zu nähern. Der Priester erklärte, daß er aus diesem Grunde von dem feingestochenen, wohlriechenden Räucherwerk nehme, zwei Hände voll, es auf eine Pfanne glühender Kohlen schütte, damit eine Rauchwolke erzeugt werde, die den Anblick Jahwes verhülle. Sonst müßte der Priester sterben. Wenn das Volk diese Wolke über dem Zelte — denn die Stiftshütte war ein großes Zelt, durch Vorhänge in mehrere Abteilungen geschieden — sich lagern sah, wußte es Gott gegenwärtig. Es hatte sich alsdann namentlich vor unzeitgemäßer Neugier zu hüten; das Kultgeheimnis mußte gewahrt werden. Es ist dieselbe Wolke, die auf dem Sinai Moses einhüllte, da er die Gesetzestafeln empfing, die auch vor dem Volke herzog während der Wüstenwanderung, damit es den rechten Weg nicht verfehle. Die Wolken- und Feuerfäule auf diesen Wanderungen ist durchaus sagenhaft, die Wolke in der Stiftshütte und im Tempel dagegen geschichtlich wohl verbürgt. Sie ist nicht nur symbolisch, sondern tatsächlich der Schleier des religiösen Mysteriums, bei Juden und anderen Völkern.

Was ist's mit dem Kultgeheimnis?

Nur unter der Bedingung darf Aaron, der Hohepriester, in das Heiligtum eingehen, daß er einen jungen Stier als Sündenopfer und einen Widder als Brandopfer darbringt. Das Opfer ist immer und überall das Wesentliche. Zwar wird mit wichtiger Gebärde vom heiligen linnenem Leibrock geredet, den der Hohepriester anhaben muß; linnene Beinkleider müssen seine Scham bedecken, mit einem linnenem Gürtel muß er sich gürteln und einen linnenem Kopfbund umbinden. „Heilige Kleider sind es, er soll sie anlegen, nachdem er seinen Leib gebadet hat“. Zum Verständnis dieser Dinge gelangen wir nur, wenn wir den Blick auf das Opfer gerichtet halten. Ein junger Stier ist wohlschmeckend und ein Widder nicht zu verachten. Jahwe aber ist, menschlich betrachtet, genügsam. Er liebt vor allem das Blut des Tieres und genießt den aufsteigenden Duft des Opferfleisches. Die schwarzen afrikanischen Priester verfahren stellenweise gröber, indem sie den Zuschauern versichern, daß der große Geist, der ein Feinschmecker sei, vom geschlachteten Tiere die unsichtbaren Bestandteile bevorzuge, während er die sichtbaren gern seinem frommen Diener überlasse, dem Priester selbst.

Und nun der Sündenbock! Von der Gemeinde der Israeliten soll Aaron neben den anderen Opfertieren zwei Ziegenböcke nehmen zum Sündopfer. Er soll über beide das Los werfen: ein Los für Jahwe und ein Los für Asafel; also eins für den guten, eins für den bösen Geist. Sodann soll Aaron den Bock, der durch das Los für Jahwe bestimmt ist, zum Sündenopfer herrichten. Er schlachtet ihn, bringt sein Blut hinter den Vorhang und sprengt mit dem eingetauchten Finger das Blut auf Deckplatte, Boden, Zelt usw., wodurch alles entzündigt, das heißt, vom bösen Geiste gereinigt wird; denn in dem Blute ist Jahwes Geist, der den bösen vertreibt. Draußen soll er dann den anderen, den lebendigen Bock herzubringen, seine beiden Hände auf dessen Kopf aufstemmen und über ihm alle Verschuldungen und Uebertretungen der Israeliten bekennen, die sie irgend begangen haben. Er soll die Sündenlast auf den Kopf des Bockes legen und diesen durch einen bereit gehaltenen Mann in die Wüste entsenden. So soll der Bock alle Verschuldung des Volkes hinwegtragen in eine abgelegene Gegend, man soll den Bock erst in der Wüste loslassen. Der ihn aber zu Asafel hinausgeschafft hat, soll nicht wieder ins Lager kommen, bis er seine Kleidung gewaschen und seinen Leib gebadet hat. Eine ähnliche Reinigung nimmt auch Aaron mit sich vor.

In all diesen eingehenden Vorschriften ist keine Kleinigkeit ohne Bedeutung. Die meisten erklären sich uns, wenn wir die Fragen beantworten: Wer ist der Nutznießer des Opfers, das von der Gemeinde der Gläubigen dargebracht wird? Warum die Geheimnistuerei? Warum die große Zahl der Feste und Feiertage, der Brandopfer, Speiseopfer, Heilsopfer, Sündopfer, Schuldopfer? Warum muß jede Krankenbehandlung — der Priester ist auch Arzt von Anbeginn — mit irgend welchen Opferpflichten für den Patienten verknüpft sein? Man sehe sich nur das dritte Buch Mose daraufhin an! Der Opferkult muß eine gewaltige Belastung der ärmeren Bevölkerungsklasse gebildet haben; noch die Geschichte des Juden Jesu bis zur Reinigung des Tempels von den Taubenkrämern und Geldwechslern ist ein steter Kampf dieses Vertreters der niederen Volkschichten gegen das organisierte Opferpriestertum im Lande.

Nach unserer Auffassung dürfte über die Beurteilung des Opferritus am großen Versöhnungstage in der Hauptsache kaum ein Zweifel möglich sein. Von den beiden Böcken erhielt den durchs Los dem Jahwe zugefallenen der Jahwepriester. Dabei mochte es von den Umständen abhängen, ob Aaron, wie der Hohepriester Jahwes in der Schrift generell benannt wird, nur die besten Stücke des Opfertieres an sich nahm oder aber das ganze Tier. Mit dem Bock des Asafel jedoch hat es eine Extrabehandlung. Daß man den guten Braten in die Wüste jagte, mögen schöne Seelen beweinen. Für uns lautet die Frage anders: Erhielt der Priester auch diesen zweiten Bock, oder bestimmte er ihn für sonst jemanden?

Zur Beantwortung dieser Frage müssen wir einen Augenblick auf die Verhältnisse afrikanischer oder anderer Naturvölker zurückgreifen. Die Unterscheidung von guten und bösen Geistern ist allen gemeinsam. Bemerkenswert aber ist eine häufig vorkommende, damit zusammenhängende Differenzierung im Priesterwesen, die Einteilung der Priester in höhere und niedere, wie sie in Afrika vielerorts, bei den Malagen usw., schon deutlich ausgeprägt ist. Die höheren Priester vertreten im allgemeinen die anerkannte, innerhalb oder in nächster Nähe der Ortschaften wohnende Geistlichkeit; sie wirken in erster Linie durch Versprechungen, Segnungen usw. Die niederen hausen in der weiteren Umgebung in Busch und Wüste, vielfach als Wegelagerer und Plünderer; sie wirken hauptsächlich durch Drohung. Beide aber beuten auf ihre Weise die Ortseingesessenen aus. So steht bisweilen am Ausgange des Dorfes ein Strohhütchen und darin ein Tischlein, das mit Gaben für gute Geister gedeckt sein will. Die Geister, heißt es, sind zwar von Natur

unsichtbar, aber imstande, in menschlicher Gestalt zu erscheinen. Andererseits tut der Reisende, der das Dorf verläßt oder heimkehrt, gut, an gewissen Stellen des Waldes, der Wildnis, an Bäumen, Felsen, Quellen usw., wo sich Urnen, Opfersteine, Kreuze, bestimmte gezeichnete Bäume und dergl. finden, sein Scherstein niederzulegen, falls nicht etwa ein maskierter Waldteufel sich ihm in den Weg stellen soll.

Wir können hier diese Verhältnisse nur in den allgemeinsten Zügen andeuten; doch mag als Parallele zu dem beschriebenen neuteamentlichen Opfervorgange auf das Beispiel der Dinka hingewiesen werden. Aus ihren Bestattungs- und Opferriten sei erwähnt, daß die Angehörigen eines Gestorbenen trachten, die Geister, die guten und auch die bösen, zufriedenzustellen, da diese aus Anlaß des Trauerfalles wie gewöhnlich ihre Ansprüche geltend machen. Es wird ein Feuer am Grabe angezündet und ein Schaf getötet. Das Tier wird langsam erwürgt, und der Geisterbann besprengt die Angehörigen mit dem Blute, um sie gegen neue Ueberfälle der lebensfeindlichen Mächte zu sichern; denn ein Todesfall wird ebenso wie die Krankheit als von bösen Geistern verursacht angesehen. Da hätten wir also wieder das Besprengen mit dem Blut eines Opfertieres zur Bekämpfung feindlicher Geister. Aber es fehlt auch bei den Dinkas nicht am zweiten Opfertier, das den bössartigen, dämonischen Wesen der Wildnis zugestanden wird. Ein Schaf oder ein Bock wird um das Grab geführt und darauf in den Wald getrieben; kein Zweifel, daß dort die Waldkobolde sich seiner annehmen werden.

Das alte Testament der Bibel gibt uns Beweise massenhaft, daß bei den Juden die Opposition gegen das bestallte Priestertum nicht gering war. Es sei nur erinnert an den Baals- und „Sögen-dienst“ der Kanaaniter, sowie an die Propheten. Aber der dem Ahaser in die Wüste geschickte Bock wird schwerlich wie in der Vorzeit eine Gabe an irgend eine niedere Priesterklasse gebildet haben. Wahrscheinlich wird ein Gehilfe „Aarons“, ein Diener am Heiligtum, ein Levit, vor allem wohl der Mann, der das Tier fortschaffte, damit beglückt worden sein. Die Reinigung seiner Kleider und seines Leibes, bevor er ins Lager zurückkehrte, mag vielleicht auch notwendig gewesen sein. Doch können wir diese Frage als nebensächlich auf sich beruhen lassen. Soviel aber ist mit Sicherheit zu sagen, daß sich der Brauch, den Bock „in die Wüste zu jagen“ als ein Ueberbleibsel uralter Opferbräuche der Israeliten darstellt, von Gebräuchen, die bei den heutigten Naturvölkern noch hier und da in voller Ursprünglichkeit beobachtet werden können.

Der politische „Sündenbock“ von heute ist ebenfalls ein Opfer zu nennen, dem Teil des Volkes dargebracht, der der herrschenden politischen Richtung opponiert. Doch mag ein derartiger Sündenbock sich trösten, daß er nicht der erste seines Zeichens ist und nicht der letzte, und daß unter seinen Vorfahren leidhaftige Böcke waren, denen es schlimmer erging als ihm.

Sittenlos und unsittlich.

Aus den Ideen von Multatuli.

In Samojedien — ich weiß nicht, ob das Land so heißt; aber das ist eine Lücke in unserer Sprache, die wir ausfüllen müssen — in Samojedien besteht die Sitte, sich vom Kopf bis zu den Füßen mit ranzigem Teer zu beschmieren.

Ein junger Samojede tat dies nicht. Er beschmierte sich durchaus nicht, weder mit Teer noch mit sonst etwas.

„Er folgt unsern Sitten nicht,“ sagte ein samojedischer Weise, „er hat keine Sitten — er ist sittenlos.“

Das war sehr richtig bemerkt. Selbstverständlich wurde der junge Samojede mißhandelt. Er fing zwar mehr Robben als irgend ein anderer, aber das machte nichts. Man nahm ihm seine Robben, gab sie Samojeden, die sich gehörig mit Teer beschmierten und ließ ihn hungern.

Aber es kam noch ärger. Der junge Samojede, nachdem er eine Zeitlang in diesem unbeschmierten Zustande fortgelebt hatte, fing endlich an, sich mit Eau de Cologne zu waschen. —

„Er handelt gegen die Sitten,“ sprach nun der Weise, „er ist unsittlich! Wohl, wir wollen ihm auch weiter die Robben wegnehmen und ihn überdies schlagen.“

Dies geschah. Aber weil man in Samojedien weder Schmähreden kannte, noch ein Druckrecht, noch Verdächtigung, noch eine dumme Orthodorie oder einen falschen Liberalismus, weder korrupte Politik, noch korrumpierende Minister, noch eine verrottete Zweite Kammer — so schlug man den Patienten mit den übriggebliebenen Knochen der Robben, die er selber gefangen hatte.

Bernunft.

Von Joh. Gottfried Seume.

Bernunft, wann wirst du einst die wahre Freiheit setzen, Vor welcher Recht und Ordnung geht?

Die kein Tribun, kein Fürst, kein Bonze zu verlegen Sich frevelnd untersteht?

Erwärme du mein Herz, des Lebens Götterflamme, Die tief durch meine Seele glüht, Daß nicht mein Auge kalt rund um sich her verdamme, Wenn es die Greuel sieht;

Daß Kleinmut nicht und Angst zulezt mich niederziehen, Wenn höhrend Druck und Willkür siegt, Wenn weit, weit aufgerollt, wohin die Blicke fliehen, Die Sündenmappe liegt.

Bleib, Genius, damit uns nicht die Hoffnung schwinde, Die über der Ruine schwebt, Daß bald die Menschheit sich aus der Geburtsangst In der sie jezo lebt. [winde,

Sie haben mich gepeinigt, weil ich zu denken wagte; sie haben mich gesteigt, weil ich mein Denken sagte, weil ich es sang in Liedern voll Wahrheit und voll Glut — sie konnten nichts erwidern, daher die ganze Wut.

Lermontoff.

Zuschriften für die Redaktion sind zu richten an: Frau A. Dannat, Bremen, Bremerhavenerstraße 33. :: Verantwortlich: C. Stucke; Verleger: Karl Lüth; Druck: Herm. Sturm; sämtlich in Bremen.

Arbeiterpolitik

1. Jahrg. **Wochenschrift für wissenschaftlichen Sozialismus.**

Nr. 6

Redaktion u. Expedition:
Nummerstraße Nr. 23.

Bremen, den 29. Juli 1916.

Erscheint wöchentlich einmal.
Preis pro Nummer 15 Pfg.

Inhalt:

Kriegsparteitag	41
Einheit oder Spaltung der Partei? (Fort.)	43
Im Fangnetz der Widersprüche	45
Aus unserm politischen Tagebuch	46
Feuilleton:	
Himmelfahrt	47
Erinnerung aus Krähwinkels Schreckenstagen	48
Selbständigkeit	48
Aus „Franz von Sickingen“	48

Kriegsparteitag.

Die Parteitage sind die höchste Instanz der Sozialdemokratie, die über alle Lebensfragen der Partei zu entscheiden hat. Sie sollen dem politischen Leben der Partei die Richtung geben. In ihnen soll aber auch die Demokratie ihren Ausdruck finden, die die Entscheidungen über die Geschichte der Partei nicht den Händen einiger Mitglieder in bevorzugter Stellung ausliefert, sondern sie in die Hände der organisierten Massen selbst legt. Die Parteitage sollen der Regulator sein, der die mit Notwendigkeit auftretenden Differenzen zwischen dem politischen Wirken der Instanzen und dem politischen Willen der Massen immer wieder auszugleichen trachten soll. In jeder Hinsicht aber sollen sie die Diener der Partei sein, Mittel zur stetigen Steigerung ihrer Kampfsfähigkeit. Und das nicht nur dadurch, daß sie in ihren Beschlüssen durch eine frische, kühne Initiative vorangehen, sondern auch durch die Weckung und Kräftigung des demokratischen Bewußtseins der Arbeitermassen.

Haben die Parteitage der Sozialdemokratie diese elementarsten Aufgaben erfüllt? Abgesehen von einigen wenigen Tagungen, wie Dresden, Jena 1905, die grundlegende Bedeutung für die Parteientwicklung gewannen, sind die meisten Parteitage weit hinter ihrer Aufgabe zurückgeblieben. Schon ihre Zusammensetzung bot nicht die geringste Gewähr mehr dafür, daß eine wirkliche Vertretung der Massen über die Geschichte der Partei entschied. Abgesehen von den vollzählig vertretenen Fraktionsmitgliedern, wußten sich auf die Länge hin die Vertreter der Bureaucratie zum ausschlaggebenden Element auf den Parteitag aufzuwerfen. Freilich wurden die Delegierten in den öffentlichen Parteiversammlungen gewählt; allein auch diese Versammlungen boten nicht mehr das Bild wirklicher Vertretungen der Arbeitermassen dar. Wenn man bedenkt, daß von vielleicht 20 000 organisierten Arbeitern und Arbeiterinnen eines Ortes im günstigsten Falle 300 die Delegiertenwahlen vornahmen, die überdies nicht selten durch Cliquenmachinationen vor-

bereitet und im Grunde schon vorher entschieden waren, so kann man sich ein Bild davon machen, wie es um die demokratische Vertretung auf den Parteitag bestellt war. Wie die große Masse der Organisierten den Organisationsgegenüber gleichgültig war, so war sie es in steigendem Maße der höchsten Instanz dieser Organisation gegenüber. So sind die Kundgebungen der Parteitage bei weitem nicht mehr der Ausdruck des politischen Willens der Massen gewesen. Ihre Politik wurde mehr und mehr zur ausgeprägtesten Instanzenpolitik. Sie sanken von ihrer Bedeutung als Wegweiser im Kampfe der Arbeiterklasse zur Bedeutungslosigkeit bloßer Schaustellungen ohne jede politische Initiative herab. Mehr noch, jedes revolutionäre Vorwärtsträngen war im höchsten Grade mißbeliebt und wurde mit allen Mitteln der Parteitagdiplomatie unterdrückt. In den Berichten des Parteivorstandes an die Parteitage traten die politischen Momente immer mehr zurück, während das Verwaltungstechnische sich in gleichem Maße in den Vordergrund drängte. Wie die Bureaucratie erstarrte und von der Dienerin zur Beherrscherin der Partei wurde, so entwickelten sich die Parteitage zu reinen Machsfaktoren der Bureaucratie. Und wie die Bureaucratie sich in der notwendig mit ihr verbundenen Parteidiplomatie eine Waffe im Kampfe gegen den ungefügen Klasseninstinkt der breiten Massen schuf, so fing die Parteidiplomatie an, die Parteitage zu beherrschen und den robusten Massenwillen auszuschalten. Das eigentliche Arbeiterelement war auf den Parteitag so gut wie garnicht mehr vertreten.

In alledem spiegelte sich zunächst die Tatsache ab, daß sich zwischen der Masse der Parteigenossen und den Vertretern der Bureaucratie eine geistige Distanz gebildet hatte, die in den Arbeitern die Ueberzeugung festigte, daß zur Verwaltung des Parteiapparates und zur Bestimmung seiner politischen Richtung ein solches Maß von Kenntnissen gehöre, daß sie selbst für diese Funktionen nicht mehr in Betracht kämen, so daß es ihnen ratsam erscheinen mußte, die Entscheidungen über das Wohl und Wehe der Partei in die Hände der Bureaucratie zu legen. So betrachteten die Arbeiter die Parteitage und ihre Beschlüsse mit einer ähnlichen Ehrfurcht wie die Tätigkeit ihrer Reichstagsabgeordneten, und so wurden die Parteitage von Dienern der Partei zu ihren Beherrschern. Sie entwickelten jenen Parteiautokratismus, der seinen kräftigsten Ausdruck in der Verfolgung und Vergewaltigung von Vertretern der revolutionären Minderheit fand. Die Demokratie schwand mehr und mehr dahin, wie sie innerhalb der Arbeiterbewegung selbst immer mehr zur bloßen Formel, der